

Zur Soziologisierung in der Hospizbewegung: Erfahrungen aus einem thanatsoziologischen Gründungsprojekt

Goebel, Swantje

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Goebel, S. (2008). Zur Soziologisierung in der Hospizbewegung: Erfahrungen aus einem thanatsoziologischen Gründungsprojekt. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 31(1), 126-134. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-44669>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Zur Soziologisierung in der Hospizbewegung

Erfahrungen aus einem thanatosozilogischen Gründungsprojekt

Swantje Goebel

1 Einleitung

Zwei Dinge haben mich zu diesem Artikel veranlasst: Vor ein paar Monaten habe ich mich für eine selbstständige Tätigkeit als Dozentin entschieden, und seitdem biete ich Hospizeinrichtungen Bildungsveranstaltungen zur soziologischen Perspektive auf den Tod an. Ein solcher Schritt schwebte mir bereits längere Zeit vor, denn sich selbst einen Job zu kreieren, bedeutet nicht nur die Freiheit, das zu tun, was man unbedingt tun möchte – in meinem Fall entstammt die Idee hierzu meiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Hospizhelfern im Rahmen meiner Dissertation und meinem großen Interesse an thanatosozilogischen Diskursen. Selbstständigkeit wird einfach auch verstärkt zu einer Möglichkeit für Sozialwissenschaftler, auf unsichere Arbeitsmarktverhältnisse zu reagieren. Birgit Blätzel-Minks und Frank Beckmanns Artikel in dieser Zeitschrift (2007) über Frankfurter Studierende und Promovierende und ihre Haltungen zu einer solchen Option brachte mich auf die Idee, dass erste Erfahrungen einer Gründerin für die Leser interessant sein könnten, quasi als ein die Erörterung der Autoren ergänzender subjektiver Praxiseinblick.

Gleichzeitig geht es mir aber um mehr als einen Erfahrungsbericht darüber, wie ich Buchhaltung erlernt habe, welche Herausforderung die Finanzkalkulation für den Businessplan darstellte und inwieweit mir meine soziologische Ausbildung in der Markterkundung und Konkurrenzanalyse Vorteile verschaffte. Wichtiger und, so nehme ich an, auch für studentische Leser spannender finde ich die Chance, die sich durch mein Gründungsprojekt in ganz persönlicher Weise ergibt, indem ich so als Soziologin berufstätig sein und damit berufsbedingte Entsoziologierungsprozesse, wie sie Stefan Kühl (2004) beschrieben hat, umgehen kann. Die Überschrift, Soziologisierung in der Hospizbewegung, bezieht sich also gleichzeitig auf mich selbst, denn als thanatosozilogische Dozentin kann ich nun mein Verständnis von Soziologie verwirklichen. Die Soziologie als analytische Beobachterin gesellschaftlicher Prozesse verfügt über das Handwerkszeug und das Wissen, um Gesellschaft zur Reflexion über das eigene Selbstverständnis anzuregen – eine Aufgabe, der sich die Hospizbewegung nicht nur angesichts zu erwartender demographischer Entwicklungen stellt.

Der folgende Artikel ist daher mehr als Reflexion über bisherige Praxiserfahrungen denn als Praxisbericht zu verstehen: Ich werde aufzeigen, wie meine Gründung angelegt ist, worum es in meinen Bildungsveranstaltungen geht und wie mein Anliegen, den Diskurs zu Tod und Gesellschaft anzuregen, von Hospizlern aufgenommen wird. Auch meinen Weg in die Existenzgründung, damit verbundene Entscheidungsprozesse und die Un-

terstützung durch ein Gründungszentrum werde ich skizzieren, denn gerade für Soziologen bedeutet der Schritt in die Selbstständigkeit eine Herausforderung durch ökonomische Denkmöglichkeiten, und entsprechend hilfreich war daher die professionelle Begleitung in der Gründungsphase.

2 Diskurse zu Tod und Gesellschaft anregen

Als Soziologin führe ich mit Hospizhelfern Bildungsveranstaltungen durch, in denen die Information und der Diskurs über thanatosoziologische Inhalte im Vordergrund stehen. Zur Auswahl stehen sieben Module, die so gewählt sind, dass mein Programm insgesamt eine fundierte Einführung in die Soziologie von Tod und Sterben darstellt. Diese Themenblöcke sind eine Bestandsaufnahme zu Zahlen und Fakten unserer Todesgegenwart, zum Thema Friedhofsgeschichte und Erinnerungskultur, zur neuzeitlichen Geschichte des Todes; zu soziologischen Diagnosen zum gesellschaftlichen Umgang mit Sterben und Tod, Sie enthalten eine soziologische Begriffsbestimmung des Todes sowie aktuelle Jenseitsvorstellungen und schließlich Wissenschaftsdiskurse zur Hospizbewegung.

Einrichtungen können diese Veranstaltungen entweder als Vortrag oder als Seminar buchen und den hospiziell Engagierten so Gelegenheit geben, sich zu informieren, eigene Haltungen zu entwickeln oder zu überprüfen und darüber ins Gespräch zu kommen. Ziel dieser Veranstaltungen ist, die Teilnehmenden in der Ausbildung eines differenzierten Verständnisses vom Tod in gesellschaftlicher Perspektive zu unterstützen und sie darin zu stärken, Tod und Sterben bewusst und in kompetenter Weise zu begegnen. Denn neben ihrem Engagement in der Sterbebegleitung übernehmen gerade die hospiziellen Laien in der Hospizbewegung eine Schlüsselposition: Einerseits tragen sie quasi gesellschaftlichen Alltag in das Hospiz hinein und wirken somit einer „Ghettoisierung“ Sterbender entgegen. Andererseits verbreiten sie den Hospizgedanken in ihrem sozialen Umfeld, schließlich ist die Hospizbewegung auch angetreten, den Tod und heutige Sterbebedingungen zum gesellschaftlichen Thema zu machen. Hierbei kann die soziologische Perspektive unterstützend wirken, ist es doch ihre Aufgabe, unter komplexen gesellschaftlichen Bedingungen Transparenz zu schaffen und orientierendes Wissen bereitzustellen.

Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Die These von der gesellschaftlichen Verdrängung des Todes in der Moderne kann fast als ein konstituierendes Element der Hospizbewegung bezeichnet werden, und auch unter Hospizhelfern ist diese Rede weit verbreitet. Gleichzeitig bestehen innerhalb der Soziologie weitaus differenziertere Ansichten hierzu, indem nicht nur der Verdrängungsaspekt aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden kann (Walter 1991): Todesverdrängung kann als Teil der *Conditio Humana* angesehen werden, indem der Mensch im Bewusstsein um sein Sterbenmüssen nicht leben kann und den Tod folglich verdrängen muss, um überhaupt handeln zu können. Oder nicht Todesverdrängung, sondern seine Verlagerung wird als ein Kennzeichen der modernen Gesellschaft beschrieben, wonach der Tod zunehmend zur Angelegenheit alter, am gesellschaftlichen Rand stehender Menschen wird. Auch die Institutionalisierung des Sterbens, die damit verbunden ist, dass Tode sich zu großen Teilen in Krankenhäusern ereignen, wird als ein Argument zur Todesverdrängung angeführt.

Daneben diskutiert die Soziologie jedoch weitere, sich durchaus widersprechende Diagnosen, wie etwa die Position von einer Diskursivierung des Todes (Schneider 1999), wo-

nach der Tod – etwa hinsichtlich heutiger Sterbebedingungen, der Hospizbewegung, Organspende oder aktiver Sterbehilfe – zum Topos in der Öffentlichkeit geworden ist. Dabei ist eine Aufteilung in einen „guten“ und einen „schlechten“ Tod festzustellen, denn nach wie vor gibt es einen Tod, den niemand sterben will, um den aber öffentliche Diskurse kreisen, nämlich den geräteverlängerten abgeschiedenen Tod. Gleichzeitig jedoch, und dafür steht unter anderem auch die Hospizbewegung, wird der Tod als etwas aufgefasst, das als natürlicher Bestandteil zum Leben gehört, mit dem man sich auseinandersetzen will, das durchaus positive Besetzungen impliziert, weshalb hier auch von einer Positivierung bzw. Aufwertung des Todes die Rede ist (Knoblauch/Soeffner 1999). Und auch ein Blick auf thanatopraktische Elemente wie Bestattungs- oder Erinnerungspraktiken offenbart vielschichtige und dabei durchaus widersprüchliche Wandlungsprozesse hin zu einer Todesreflexion, indem beispielsweise virtuelle Erinnerungsorte, so genannte Internet-Friedhöfe, von einer stark individualisierten und Transzendenz ersehenden Todeskommunikation zeugen (Graf 2004).

Indem also Hospizhelfer sich hiermit auseinandersetzen, erhalten sie differenzierende Einsichten in ein Thema von nicht nachlassender gesellschaftlicher Aktualität, das gleichzeitig Menschen seit Jahrtausenden fasziniert, schließlich gehört der Tod als unabänderlicher Bestandteil des Lebens zum Menschsein dazu. Was die soziologische Perspektive nun aufzeigen und verdeutlichen kann, ist: Der Tod ist von dieser Welt, unser Umgang mit ihm ist ebenso Ausdruck unserer Kultur und Zeit, unserer gesellschaftlichen Beschaffenheit. Denn Orte des Sterbens, vorherrschende Todesursachen, die Art der Todesfeststellung, Begräbniskulturen und Trauerrituale hängen unmittelbar damit zusammen, welche Auffassung wir vom Tod haben.

Ein solches Verständnis unterstützt Hospizhelfer nicht nur in ihrer praktischen Hospizarbeit und in der Reflexion über das eigene Engagement, über Erlebnisse und Begegnungen im Hospiz. Dies berührt sie auch in ganz eigener, persönlicher Weise, schließlich konfrontieren sie sich bereits in ihrer Ausbildung zur Sterbebegleitung mit ihrer eigenen Endlichkeit. Außerdem wird eine Entscheidung zu hospiziellem Engagement meist in der Mitte des Lebens getroffen (Student 1999), einem Lebensabschnitt, in dem unter Umständen Tode nahe stehender Menschen erlebt werden und auch das eigene Sterbenmüssen zum biographischen Thema werden kann (Schmitz-Scherzer/Wittrahm 1999). Entsprechend groß ist ihr Interesse an der soziologischen Perspektive auf den Tod, hiervon zumindest zeugen erste Erfahrungen als Dozentin und die Einsichten, die ich im Rahmen meiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Hospizhelfern gewinnen konnte.

3 Hospizhelfer – Erkenntnisse und Erfahrungen

Als Doktorandin forsche ich zur biographischen Verortung hospiziellen Engagements. Dabei gehe ich davon aus, dass nicht nur zufällige oder gesuchte Begegnungen mit Hospizarbeit und augenscheinliche Motivationen dieses Engagement erklären, sondern dass auch biographische Erfahrungen, die unter Umständen lange vor Beginn des Hospizeinsatzes gemacht wurden, von Bedeutung sein können. Bei der Interpretation der narrativen Interviews – Hospizhelfer haben mir ihre Lebensgeschichten erzählt – wird daher nicht nur die manifeste Ebene in den Blick genommen, sondern auch nach möglichen unbewussten Lebensentwürfen gefragt. Ausgangspunkt meines biographiebezogenen Erkenntnisinteresses

ist die Tatsache, dass Hospizhelfer durch eine Besonderheit miteinander verbunden sind, die sie gleichzeitig von anderen unterscheidet: Während Werner Schneider für die heutige Zeit einen Verlust an Primärerfahrung im Umgang mit Sterbenden diagnostiziert (1999), konfrontieren sich diese Menschen in ihrem hospiziellen Engagement freiwillig mit Tod und Sterben. Dabei bringt das Prinzip der Sterbebegleitung mit sich, dass sie sich in mitunter intensive und emotionale Beziehungen zu den Hospizgästen begeben, wobei von vornherein feststeht, dass diese endlich sein werden. Was bewegt Hospizhelfer also dazu, sich solchen Erlebnissen auszusetzen?

Tod und Sterben sind kaum stärker zu erfahren als über das Erleben, das Über-Leben eines anderen Todes, denn „der Tod des Anderen ist der erste Tod“ (Lévinas 1996). Und doch suchen Hospizhelfer Berührungen mit der menschlichen Grenzsituation schlechthin und nicht nur das: Während in Einrichtungen anderer Art unvergütete Positionen schwer zu besetzen sind, hat die Hospizbewegung in Deutschland über einen Mangel an engagierten Freiwilligen nicht zu klagen (Student 1999). Folglich scheint die Hospizarbeit ein anziehendes Betätigungsfeld für Ehrenamtliche zu sein und also liegt die Schlussfolgerung nahe, dass Todesnähe nicht unbedingt Angstreaktionen und Ablehnung erzeugen muss. Dies belegen auch psychologische Forschungsergebnisse, wonach Menschen sowohl der eigenen Endlichkeit als auch aktuellen Begegnungen mit Sterben und Tod mit einer akzeptierenden Haltung begegnen können, indem sie den Tod nicht nur als natürliches Faktum, sondern als Notwendigkeit anerkennen und bejahen (Wittkowski 1990).

Vor allem eine im Lebenslauf erfolgte Bearbeitung von Verlust- und Trennungserlebnissen kann das Vermögen stärken, den eigenen Tod zu akzeptieren (Warsitz 1984). Impliziert Sterbebegleitung also genau dies? Wenn nun die wiederholte Konfrontation mit dem Tod eine Strategie bedeutet, die eigene Endlichkeit in das Leben zu integrieren, dann sollte die Hospizbewegung mit ihrer spezifischen Sichtbarkeit und Behandlung des Todes wohl eine denkbar günstige Gelegenheit darstellen, um dem Tod den Schrecken zu nehmen. Denn Hospizhelfer erhalten mit ihrem Engagement die Möglichkeit, sich im Schutze der Gemeinschaft und, da noch nicht unmittelbar selbst betroffen, auf freiwilliger Basis auf Primärerfahrungen mit Toden einzulassen, die zum einen erwartet werden – Hospizgäste wissen um ihre terminale Erkrankung – und die zum anderen durchaus als spirituelles Erlebnis angenommen werden können. Vielleicht können Sterbebegleiter so der Endlichkeit probeweise begegnen, der eigenen Lebenszeit nachfühlen, ihre Maßstäbe für ein Weiterleben überprüfen und die eigene Lebensgestaltung und Sinngestaltung neu sortieren. Hierfür zumindest sprechen erste Ergebnisse aus der Analyse des Datenmaterials: Hospizarbeit scheint unter anderem auch als eine Art moderner *Ars Vivendi* zu funktionieren, indem die Konfrontation mit Sterben und Tod die eigene Verletzlichkeit vor Augen führt und zu solchen Bilanzierungen anregt.

Entsprechendes wird auch in den Veranstaltungen offenbar, die ich mit Hospizhelfern zur Soziologie von Tod und Sterben durchführe. Hospizhelfer scheinen die Möglichkeit zu befürworten, sich einmal auf theoretischer Ebene mit dem Tod zu beschäftigen, sich weitergehend zu informieren und mit Gleichgesinnten eine Kontroverse oder auch ein Konsensgespräch zu führen. Teilnehmende meiner Veranstaltungen verfügen in der Regel über dezidierte eigene Standpunkte dazu, wie unsere Gesellschaft mit Tod und Sterbenden umgeht, und nutzen die Möglichkeit, ihre Sichtweisen durch soziologische Wissensbestände zu konkretisieren oder zu überprüfen. Darüber hinaus zeigen bisherige Diskussionsverläufe aber auch, dass diese Standpunkte unmittelbar mit den eigenen Erfahrungen und Er-

lebnissen sowohl aus der Sterbebegleitung als auch aus dem privaten Bereich verbunden sind, und entsprechend bleiben solche Diskussionen selten theoretisch-abstrakte Auseinandersetzung. Entscheidungsprozesse für das Hospizengagement, eigene Verlusterfahrungen und Sterbeverläufe Angehöriger, damit verbundene Erlebnisse in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen oder im Hospiz, Gespräche mit und Reaktionen von Freunden und Familienmitgliedern und insbesondere die persönlichen Haltungen zum eigenen Sterbenmüssen sind immer auch Thema, wenn es um die soziologische Perspektive auf den Tod geht. Daher sehe ich in einem soziologischen Bildungsprogramm nicht nur ein sinnvolles Angebot für die Hospizbewegung, indem soziologische Denk- und Erklärungsansätze zu einem größeren Verständnis für gesellschaftliche Entwicklungen beitragen und gegebenenfalls zu differenzierten Argumentationen lenken können.

Auch für die Soziologie ergibt sich damit eine spannende Aufgabe, schließlich stellt sie sich mit einem solchen Bildungsangebot ihrem Untersuchungsfeld, und dies bedeutet gleich in mehrerlei Hinsicht eine Herausforderung: So wird in solchen Diskussionen sichtbar, wie sehr soziologische Konzepte wie etwa die Rede von der gesellschaftlichen Todesverdrängung den allgemeinen öffentlichen Diskurs durchdrungen haben. Die Soziologie sieht sich also mit ihren eigenen Konzepten konfrontiert, und es bedarf einer angemessenen Mischung aus Annahme laiensoziologischer Standpunkte und Einsatz für neue, ungewohnte Blicke auf einen vertrauten Gegenstand. Also geht es in meinen Bildungsveranstaltungen immer auch darum, zu zeigen, was das Spezifische an der soziologischen Perspektive ist, was sie von Alltagsauffassungen unterscheidet und was sie leisten kann.

Die Soziologie behandelt Sachverhalte auf komplexe Weise, indem Perspektiven-Diversität eine ihrer Grundprinzipien ist und sich jede Position auf sämtliche anderen bezieht. Vereinfachte Erklärungen oder eindeutige Antworten kann sie also nicht anbieten, und entsprechend kommt es auch vor, dass Veranstaltungsteilnehmende diesbezüglich enttäuscht werden und dies umso mehr, wenn sie sich etwa konkrete Handlungsempfehlungen oder Rezepte zur Umsetzung in die Praxis versprochen haben. Und auch Gegenteiliges ist der Fall: So gestalte ich regelmäßig ein Modul einer mehrteiligen Fortbildung in Sterbebegleitung und Palliativpflege für geriatrische Pflegekräfte. Hierbei stelle ich wiederholt fest, dass das dezidiert soziologische Bildungsangebot zunächst mit Praxisferne, Theorie-lastigkeit und Drögeheit assoziiert wird. Abgesehen davon, dass mich diese Vorurteile gegenüber meiner Disziplin immer wieder erstaunen: Diese Skepsis im Verlauf der Veranstaltung abzubauen oder sogar Interesse für die Soziologie zu wecken und aufzuzeigen, dass im Grunde jedes Gesellschaftsmitglied eine soziologische Brille trägt, hierin liegt ein Hauptgedanke für den Diskurs mit verschiedenen, heterogenen und soziologiefernen Gruppen.

Und mit thanatosoziologischen Inhalten für die Zielgruppe Sterbebegleiter lässt sich dies leicht umsetzen, denn die Teilnehmenden meiner Veranstaltung interessieren sich grundsätzlich für die Thematik Tod und wollen mehr darüber erfahren. Außerdem zeigt der kulturelle Umgang mit dem Tod in anschaulicher Weise auf, wie sehr Individuum und Gesellschaft miteinander verbunden sind und was sich daraus über unsere gesellschaftliche Konstitution erfahren lässt. Aktuelle Entwicklungen im Bestattungswesen wie Bestattungstourismus oder anonyme Urnenhaine, neue Phänomene im Totengedenken wie virtuelle Friedhöfe, auch das wachsende Interesse an heutigen Sterbebedingungen wie die breit geführten Debatten über Patientenverfügung und den geräteverlängerten Sterbeprozess – dies sind lebensnahe, für die Teilnehmenden persönlich relevante und spannende Erscheinun-

gen und doch liegen Erklärungen hierfür nicht unbedingt auf der Hand. Entsprechend aufschlussreich sind daher soziologische Deutungsangebote und der Gesprächsaustausch untereinander.

4 Der Weg in die Selbstständigkeit

Die Annahme, dass Hospizhelfer sich für thanatosoziologische Bildungsinhalte interessieren könnten, war nur ein Aspekt bei der Entscheidung zur Selbstständigkeit. Maßgeblich war die Erkenntnis, dass sich mir mit einem solchen Gründungsprojekt ein Weg eröffnet, um die Soziologie zum expliziten Gegenstand meiner Berufstätigkeit zu machen. Bislang hatten mir erste berufliche Erfahrungen vor Augen geführt, dass ich mein soziologisches Wissen in beruflicher Hinsicht nicht einbringen konnte, sondern stets andere Fertigkeiten wie etwa PR-Arbeit, Arbeitsorganisation und Projektmanagement, Recherchetätigkeiten, Textarbeit oder Kommunikationsfähigkeit gefragt waren. Nun war die Aneignung solcher Kompetenzen in keiner Weise unbrauchbar; im Gegenteil ermöglichen mir gerade solche Qualifikationen und erste Erfahrungen als Dozentin in anderen Kontexten, mich selbstständig zu machen. Außerdem bewerte ich meine sozialwissenschaftliche Ausbildung – die Fähigkeit zur Reflexion, zu selbstständigem Arbeiten, zu Flexibilität im Umgang mit unterschiedlichen Fachgegenständen – als unterstützend in jeglichen Arbeitszusammenhängen.

Trotzdem blieb die unbefriedigende Erfahrung einer beruflichen Belanglosigkeit soziologischen Wissens. Kühl (2004) hat diesen Prozess als Entsoziologisierung beschrieben, indem Soziologen nach Verlassen der Universität in gänzlich andere Auseinandersetzungskontexte eingebunden werden und sie daher insbesondere ihre Kenntnisse zu soziologischer Theoriebildung als unübertragbar für die spätere Berufstätigkeit einschätzen. Solche Erfahrungen standen nun nicht nur im Gegensatz zu der Intensität meiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Rahmen meiner Dissertation; sie decken sich auch nicht mit meiner Auffassung von Soziologie als praxisrelevanter, angewandter Wissenschaft, die mit ihren Deutungsangeboten zu gesellschaftlicher Wirklichkeit, als kritische Beobachterin scheinbare Gewissheiten infrage stellt und zur Reflexion anregt. Die sich rasant verbreitende und ausdifferenzierende Hospizbewegung stellt für die Soziologie nun nicht nur ein äußerst spannendes Untersuchungsfeld dar – die wachsende Anzahl themenbezogener Forschungsarbeiten zeugt davon. Sie bietet sich auch an, um gerade Theoriediskurse aus der Soziologie für die Praxis nutzbar zu machen. Und sie gibt mir die Möglichkeit, von meiner wissenschaftlichen Beschäftigung als Doktorandin zu profitieren und damit zu verhindern, dass meine Dissertation in beruflicher Hinsicht irrelevant oder sogar karrierehinderlich sein könnte, eine Befürchtung, die die meisten Doktoranden kennen mögen (Beckmann/Blättel-Mink 2007).

Zwischen der Erkenntnis, dass Selbstständigkeit eine berufliche Option sein kann, und dem tatsächlichen Eintritt in den Markt stehen freilich zahlreiche Überlegungen, Entscheidungen und Lernprozesse. Denn gerade für Soziologen bedeutet der Weg in die Selbstständigkeit das Betreten fremden Terrains: Businessplan und Buchhaltung, Steuer- und Versicherungsfragen, Marketingstrategien und Konkurrenzanalyse sind unbekannte Aufgabenfelder, weshalb die Einbindung in einem vom Europäischen Sozialfonds geförderten Existenzgründungsprojekt hilfreich war, um hierüber die notwendige Unterstüt-

zung im Aufbau einer eigenen Geschäftsidee zu erhalten. Über fünf Monate hinweg wurden andere Gründer und ich gemeinsam von Experten begleitet und in sämtlichen Fragen der Existenzgründung beraten.

Die besondere Herausforderung hierbei lag nun darin, dass sich das soziologische (Selbst-)Verständnis vom Menschen als *homo sociologicus* gegen das Prinzip der rationalen Nutzenmaximierung des *homo oeconomicus* sträubt. In ökonomischen Verwertungszusammenhängen zu denken, sich auf dem Markt anzubieten und sich mit der notwendigerweise erforderlichen Rolle einer Unternehmerin konfrontiert zu sehen, machte es notwendig, hierzu eine eigene Haltung zu entwickeln, um diese Rolle entsprechend annehmen und ausgestalten zu können. Die Tatsache, dass ich mich durch die Teilnahme am Existenzgründungsprojekt zunächst in einem quasi geschützten Raum ausprobieren konnte, war daher besonders sinnvoll. Und indem ich mich in eine erfahrungserprobte Struktur begab, in der andere Gründer ähnliche Fragen und Probleme zu bearbeiten hatten, konnte ich die Tragfähigkeit meines Projektes realistischer einschätzen. Unsicherheit bleibt trotzdem bestehen, und zwar in mehrerlei Hinsicht. Zum einen sind Freischaffende entgrenzten und prekarierten Arbeitsverhältnissen ausgesetzt; es gibt kein festes Gehalt, keine geregelten Arbeitszeiten, keine planbare Sicherheit, sondern einen auftragsbedingten Wechsel zwischen Über- und Unterforderung. Zum anderen wird sich erst längerfristig zeigen, inwieweit ich als thanatosoziologische Dozentin beruflichen Erfolg und finanzielle Stabilität erreichen kann, in welcher Weise sich mein Gründungsprojekt noch ausbauen lässt und wie gut sich Berufstätigkeit und Doktorarbeit miteinander vereinbaren lassen.

5 Als Soziologin berufstätig sein

Trotz solcher Bedenken – insbesondere angesichts der Konkurrenz beider Projekte im Hinblick auf die verfügbare Zeit – steht für mich jedoch fest, dass Selbstständigkeit nicht nur ein gangbarer Weg, sondern eine Chance darstellt, mir mit der Soziologie meine eigene berufliche Aufgabe zu kreieren. So ermöglicht mir mein Bildungsprogramm, mich in zukunftsweisenden Diskursen zu bewegen. Und für meine Dissertation ist dieser Arbeitszusammenhang unterstützender und sinnvoller als sämtliche anderen, soziologiefernen Berufstätigkeiten zuvor, schließlich bedeutet diese Anbindung an mein Untersuchungsfeld Hospiz immer wieder neue Einblicke, Inspiration und Ideen für meine Arbeit. Beispielsweise habe ich in Diskussionsrunden zu Jenseitsvorstellungen festgestellt, dass insbesondere ein Wiedergeburtsglaube unter Hospizhelfern verbreitet zu sein scheint. Zwar zeugen auch aktuelle Studien davon, dass immer mehr Menschen in westlichen Ländern Wiedergeburt für möglich halten, auch wenn dies nicht auf unsere christlichen Wurzeln zurückzuführen ist. Doch während in einer im Mai 1997 durchgeführten Emnid-Befragung 25,7 Prozent der Vorstellung von Reinkarnation zustimmen (Sachau 1998), melden sich in meinen Diskussionsrunden oftmals bis zu 80 Prozent auf die Frage, wer an Wiedergeburt glaubt. Nun ist dies kein wissenschaftlicher Befund. Und doch erhalte ich durch so eine Auffälligkeit Anregungen für die Analyse und theoretische Anbindung meines Datenmaterials. Die Einblicke in die Hospizarbeit unterstützen mich also in meiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung, und umgekehrt kann ich Hospizhelfern soziologische Diskurse über den Tod eröffnen und somit eine fruchtbare Verknüpfung von Wissenschaft und Pra-

xis erreichen. So schaffe ich mir einen Arbeitsbereich, der für die soziologische Perspektive argumentiert und in dem ich vielleicht sogar andere für die Soziologie begeistern kann.

*Uns aufmerksamer zu machen,
darin liegt der hauptsächliche Nutzen,
den die Kunst des soziologischen Denkens jedem anzubieten hat.
Soziologie kann unsere Sinne schärfen, unsere Augen für Daseinsbedingungen öffnen,
die bis dahin unsichtbar geblieben waren.
Die Soziologie kann für alle, die der Auffassung sind,
ein bewusstes Leben lohne die Mühe, eine willkommene Hilfe sein.
(Zygmunt Bauman 2000)*

Literatur

- Bauman, Zygmunt, 2000: Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beckmann, Frank; Blättel-Mink, Birgit, 2007: Beschäftigungsoption Selbstständigkeit?! Zur Integration des Gründungsthemas in die sozialwissenschaftliche Lehre am Beispiel der Johann Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 30, Heft 1, S. 144-152.
- Graf, Friedrich Wilhelm, 2004: Todesgegenwart. In: Graf, Friedrich Wilhelm; Meier, Heinrich (Hrsg.): Der Tod im Leben. Ein Symposium. München: Piper Verlag, S. 7-46.
- Knoblauch, Hubert & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), 1999: Todesnähe. Interdisziplinäre Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen. Konstanz: Universitätsverlag.
- Kühl, Stefan, 2004: Warum sich soziologisches Wissen so schwer in der Praxis umsetzen lässt – und weswegen das auch ganz gut sein kann. In: Journal Praxis, Jg. 2, Heft 1, S. 7-8.
- Lévinas, Emmanuel, 1996: Gott, der Tod und die Zeit. Übers. von Astrid Nettlein und Ulrike Wasel, Wien: Ed. Passagen.
- Sachau, Rüdiger, 1998: Weiterleben nach dem Tod? Warum immer mehr Menschen an Reinkarnation glauben. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Schmitz-Scherzer, Reinhard; Wittrahm, Andreas, 1999: Grenzsituationen. Auseinandersetzung mit Sterben und Tod. In: Niederfranke, Annette; Naegele, Gerhard; Frahm, Eckart (Hrsg.): Funkkolleg Altern I. Die vielen Gesichter des Alterns, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 377-423.
- Schneider, Werner, 1999: „So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!“ Sterben und Tod in der Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster/Hamburg/London: LIT Verlag.
- Student, Johann-Christoph (Hrsg.), 1999: Das Hospiz-Buch. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Walter, Tony, 1991: Modern Death: Taboo or not Taboo? In: Sociology, Jg. 25, Heft 2, S. 293-310.
- Warsitz, Peter, 1984: Sterben als Verlust in Form von Zukunft. In: Fragmente, Jg. 10, S. 119-123.
- Wittkowski, Joachim, 1990: Psychologie des Todes. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Dipl.-Soz. Swantje Goebel
Kleiner Schäferkamp 29
20357 Hamburg
E-Mail: post@thanatodiskurs.de
Web: www.thanatodiskurs.de

Swantje Goebel, Jg. 1977, Studium der Soziologie in Marburg und Wien, Arbeitserfahrungen im Weiterbildungssektor in Köln, seit 2004 freischaffende Lektorin in Hamburg und Arbeit am Promotionsprojekt über Hospizhelfer, 2007 Gründung als Dozentin zur Soziologie von Tod und Sterben.